

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 44 (1968-1969)
Heft: 3

Artikel: Bunter Strauss der Meinungen : wir Jüngeren und die Schweiz
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079004>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bunter Strauss der Meinungen

Auf unsere Rundfrage im Schweizer Spiegel und in Zeitungsinserten unter Schweizerinnen und Schweizern bis Vierzig über deren Verhältnis zur Schweiz haben wir weit über zweihundert Antworten erhalten. Eine Auswahl zum Thema «Was ich mir anders wünsche» haben wir im Juni, eine weitere über «Was mir die Schweiz bedeutet» im August veröffentlicht. Nachfolgend weitere Stimmen, die uns besonders interessant scheinen, mit dem Schwergewicht auf den Themen «Was wir niemals preisgeben dürfen» und «Wie die Schweiz in zwanzig Jahren aussehen sollte».

Red.

Von Zeit zu Zeit ein neues Kleid!

In einem Café in der Nähe eines Pariser Vorortbahnhofes. Ich zeige zwei Amerikanerinnen Werbeprospekte der Schweiz. Sie sind entzückt von den verschneiten und vergletscherten Berglandschaften: «Mais pourquoi viens-tu donc travailler en France? Tu as une si belle patrie!»

Wer ständig in den gleichen vier Wänden verharret, kann sein Zuhause nicht richtig einschätzen. Ein Sprachaufenthalt konfrontiert mit anderen Gewohnheiten und Meinungen. Und was sich bei mir bis jetzt herausgeschält hat, ist gar nicht so unvorteilhaft für Helvetien.

Ein Grundgefühl wird tatsächlich immer meine Einstellung zur Schweiz beherrschen: die tiefe Liebe zum schweizerischen Landschaftsbild. Besonders verbunden bin ich mit den Bergen. Doch auch eine Gegend wie das bewaldete Zürcher Oberland oder ein schmuckes Dorf beeindrucken mich.

Darf man stolz sein auf die Zeugnisse schweizerischen Kunstempfindens? Sicher ja – Propheten, die das eigene Land verlassen, gibt es überall. Wie sich der Schweizer das Leben einrichtet, geschieht allerdings mehr und mehr auf europäische Art.

Das politische Modell der Schweiz,

Garant einer 150jährigen Stabilität, ist der schweizerischen Eigenart gut angepaßt. Wir sind zudem ein fortschrittliches Land und können es zum Beispiel punkto sanitäre Installationen oder Bahnwesen mit jedem aufnehmen. Wenn aber die Stimmbürger eines großen Industrie-Kantons den Frauen das Stimmrecht verweigern oder den wichtigsten Zivilflugplatz unseres Landes, die Pforte zur Welt, desavouieren, beginne ich an der staatsbürgerlichen Einstellung unseres Volkes zu zweifeln. So wenig die Beharrlichkeit, Mitkomponente jahrzehntelangen Wohlergehens, von einem Tag auf den andern verleugnet werden kann, müssen wir doch – vor allem die Deutschschweizer – in etwas weiteren Kategorien denken lernen.

Meiner Verbundenheit mit der Heimat entspringt die Sorge um die Zukunft des Landes. Wollen wir nicht schleichend von den Ereignissen überholt werden, sollten wir der Helvetia von Zeit zu Zeit nicht nur eine neue Brosche kaufen, sondern ein neues Kleid anziehen!

Kaufm. Angestellter, 21, Kt. Zürich

Vaterstadt

Ich überquerte jahrelang Straßen, Plätze, Brücken, ging achtlos an alten Kirchen, Häusern und Brunnen vorüber, ohne deren Merkwürdigkeiten und Schönheiten zu bemerken. Dann bekam ich einmal Besuch aus dem Ausland. Ein Fremder mußte mich auf die Schönheiten meiner Stadt aufmerksam machen! Später, als der Besuch wieder nach Hause gereist war, zog ich dann aus, um all das Neuentdeckte, erstmals Erlebte wieder aufzusuchen. Es bereitete mir viel Genugtuung und Freude, die alten Riegelhäuser, die bemalten Hausfassaden und Brunnen aus dem Mittelalter, die Holzbrücken, Barockkirchen, Patrizierhäuser im Renaissancestil und deren reizende Innenhöfe mit Lauben und Springbrunnen und manch altes, kunstvoll geschaffenes schmiedeeisernes Tor zu fotografieren. Ich «ergriff Besitz»



Illustrationen von Peter Abegg

von dieser Stadt, und nun ist sie wirklich meine Heimatstadt geworden. Es wäre undenkbar für mich, den Begriff «Schweiz» von dem zu trennen, was ich als Vaterstadt erlebte. Beide sind für mich eins geworden, und ich liebe sie.

Kunstgewerbeschülerin, 22,
Kt. Luzern

Wehrhaftigkeit für den Frieden

Mein Vater war wortkarg. Aber wie packend wußte er zu erzählen, wenn er nach Hause kam vom Dienst für unsere Heimat im Zweiten Weltkrieg! Unser Lehrer war Offizier, aber beileibe kein «Militär-

Bunter Strauß der Meinungen

kopf». Wie ergriff es uns, als er einmal statt französische Verben zu konjugieren, von seinen Erlebnissen berichtete und hinzufügte: «Oh ja, wenn sie kommen, wir wüßten uns zu verteidigen, bis auf den letzten Mann!» Eine meiner Schwestern ist in der Mission im Ausland. Zu ihrer Heirat wünschte sie sich von mir Schweizerfähnchen als Tischdekoration. Immer wieder schreibt sie meinen Kindern: «Seid dankbar für die friedliche, gerechte Ordnung in der Schweiz!» Besonders wichtig scheint mir, daß wir unsere Neutralität nie preisgeben. Ich bin stolz, Patriotin zu sein, und möchte diesen Geist unseren Kindern weitergeben.

Krankenpflegerin und Hausfrau,
bei Basel, im Herzen Solothurnerin

Was wir ruhig preisgeben dürften

Unseren tierischen Ernst außerhalb der Spalte «Humor» dürften wir ruhig ablegen. Man glaubt uns trotzdem, daß wir ernste Leute sind. Ich gehöre einer Arbeitsgruppe an, die größtenteils aus Ausländern besteht. Es ist eine sehr fröhliche und tüchtige Gruppe. Einmal dringt unser Lachen bis zum Pult unseres Schweizer Gruppenleiters. Die Reaktion: «S isch scho rächt, wenn sie gueter Luun sinn, aber me bruucht s nit grad z merke.»

Unsere Unhöflichkeit Ausländern gegenüber, von denen wir glauben annehmen zu dürfen, es seien keine hohen Tiere, dürfen wir nie preisgeben. Man könnte sonst denken, wir seien keine besseren Leute. Oder? Eines Tages wagt sich ein Universitätsprofessor aus Ankara mit offenem Hemdkragen in ein Schweizer Restaurant. Er möchte ein Zweifrankenstück wechseln, um sich aus dem Automaten Zigaretten zu holen. Die Serviertochter: «Mr hän kai Zyt, mr hän kai Minz.» Zwei Sekunden später hat sie dann doch beides. Für einen Schweizer. Einen Schweizer mit Krawatte.

Wieso sind die Schweizer so farblos? fragte mich letztthin ein Brasi-

lianer. Tessiner, Appenzeller, Genfer, das sollte doch eine recht bunte Mischung geben! Ich erinnere ihn an die Erfahrung, die jeder bei seinen ersten Malversuchen macht: je bunter die Palette, desto grauer das Bild. Im übrigen: Wer würde unseren neutralen Gefühlen noch Glauben schenken, wenn unsere Frauen mit orangen-

Gwändli herumlaufen und die Sprecher von Radio Beromünster beim Vorlesen des Wetterberichts Begeisterung in ihre Stimme einfließen ließen! Man könnte auf die Idee kommen, wir unterstützten Nudisten, Kubisten, Kommunisten in moralunterhöhlender Absicht.

Übersetzerin, 40, Basel

Was wir niemals preisgeben dürfen

Nicht preisgeben sollten wir: das Käsen – besonders die Herstellung des in aller Welt geschätzten Emmentalers – und die Uhrmacherskunst. Jeder ist stolz auf seine Uhr, und wenn diese aus der Schweiz stammt, mehrt das unser Ansehen. Wir sollten deshalb auch die Rezepte für unsere Käsesorten und die Fabrikationsgeheimnisse der Uhrenindustrie für uns behalten.

Sekundarschüler, 12, Bern

Die alten Bräuche

Jedes Jahr feiert die Gemeinde, in der ich aufwuchs, den 1. August auf der «Grueb», einer Waldlichtung etwas abseits vom Dorf leicht erhöht gelegen. Rund um den unebenen Platz sitzt oder steht die ganze Gemeinde unter ehrwürdigen Tannen und alten Buchen. Das Geläute weidender Kühe, das Spiel des spärlichen Lichts und das Rauschen des Abendwindes in den Bäumen erfüllen den letzten Anwesenden mit einer eigentlichen Rütli-Stimmung.

Einmal erzwang ein Sturm mit Regenschauern die Verschiebung der ganzen Gemeinde in die kahle Turnhalle. An die Feier selber kann ich mich nicht mehr erinnern, weil der Ort ganz und gar nicht geschaffen ist, auch nur die kleinste patriotische Stimmung aufkommen zu lassen. Auf dem Heimweg stellten wir damals fest, daß viele Nachbargemeinden ihre Feiern ständig so abhalten. Wir waren dankbar für die Mühe und Mehrarbeit, um der Feier einen schöneren Rahmen zu geben. Und es lohnt sich, daran festzuhalten!

Viele Bräuche sind ganz oder teilweise verschwunden – oder wurden modernisiert, vereinfacht, veroberflächlicht. Die Industrialisierung bringt große Fortschritte. Aber sie trennt immer mehr Menschen von ihrem ursprünglichen Boden und somit auch von der angestammten Wesensart. Wird guter Brauch aber, wo er gewachsen ist, nicht preisgegeben, so hilft uns das, gelegentlich tatsächlich und immer wieder im Geist zurückzukehren: Wir wandern über Matten, plaudern mit alten Bekannten in unserer Mundart. Wir nehmen innerlich Anteil an alten Bräuchen und haben damit einen Ort in der Gemeinschaft unseres Landes.

Kaufm. Angestellter, 30, Luzern

Staat als Ausdruck der Bevölkerung

Seit zwölf Jahren lebe ich, mit einem Ausländer verheiratet, in Deutschland und Frankreich. Was mir dort immer wieder auffiel: die resignierte Haltung dem politischen Geschehen gegenüber, vor allem in intellektuellen Kreisen. Der Einzelne hat das Gefühl, doch keinen Einfluß zu haben, da alle Entscheidungen von den regierenden Parteien oder sogar von einem Staatsmann im Alleingang gefällt werden. Der Staat ist nicht der Ausdruck der Bevölkerung, sondern ein aufoktroiertes Instrument, das im besten Fall gut funktioniert, im schlechtesten zur bedrohenden Macht anschwillt.

Mir wurde bewußt, welche entscheidende Rolle der schweizerischen Form der Demokratie zukommt: selbst wenn



der föderalistische Apparat oft viel zu schwerfällig ist, wenn durch die vielen Volksabstimmungen oft dringende und fortschrittliche Projekte nicht durchkommen: es ist der einzige Weg, um eine Staatsform zu erhalten, die für den Einzelnen da ist und nicht umgekehrt. Nur ein Land, in dem jeder in einem kleinen Bereich Verantwortung mitträgt, wird und bleibt echte Heimat. Deswegen sollen wir auch an der Milizarmee festhalten.

Ein Wunsch: Kinder von Schweizer Müttern, die mit einem Ausländer verheiratet sind, sollten sich bei ihrer Volljährigkeit für die Staatsangehörigkeit der Mutter entscheiden können. Ich hoffe, dass mit der Gleichberechtigung der Frau ein solches Gesetz eingeführt und seine Anerkennung im Ausland durchgesetzt wird.

Hausfrau, ehemals Fürsorgerin, 34,
aus dem Kanton Zürich

Sprachliche Eigenarten

Sonderfall Schweiz – dieses Wort führt uns zum ersten Glied der Kette, die als Ganzes von uns Schweizern nicht preisgegeben werden darf. Es darf kein Glied fallengelassen werden, damit uns die Kette erhalten bleibt. Und das erste zeigt bereits etwas auf, worin wir tatsächlich entgegen einer wohlfeilen Meinungsmache ein Sonderfall sind.

Die Schweiz ist reich an Sprachen, und somit reich an Kulturen. Jede unserer vier Landessprachen gliedert sich ihrerseits in Dialekte, die alle ihre Werthhaftigkeit besitzen. Diese Eigenarten drohen heute verlorenzugehen. Die Dialekte vermischen sich, es entsteht in jeder Landessprache ein Mischprodukt.

Im rätoromanischen Teil scheint gar eine ganze Sprache mit ihren Dialekten unterzugehen, einfach weil ihre Träger nach und nach aussterben. Die Jungen verzichten auf das Erlernen der ihre Heimat charakterisierenden Sprache. Die früher erstaunlich große Zahl rätoromanisch schreibenden Dichter geht stark zurück – wohl weil die mögliche Leserschaft

immer kleiner wird. Latein gilt als tote Sprache, weil es nicht mehr gesprochen wird. Unser Rätoromanisch darf nicht zur toten Sprache werden, denn die ganze Schweiz würde einen wesentlichen Kulturschatz verlieren.

Auch die schweizerdeutschen Dialekte scheinen die Opfer einer sprachlichen Faulheit ihrer Träger zu werden. Sprachliche Verwahrlosung ist Folge, aber vor allem auch Ursache geistiger Verwahrlosung, denn «die Sprache ist das bildende Organ der Gedanken» (Wilhelm von Humboldt). Dichter und Philosophen sagen: Sprache ist die tiefst verankerte Eigentlichkeit des Menschen. So ist es denn eine Ehre, sich in seinem Dialekt auszudrücken. Jeder Schweizer hilft, wenn er um diese Ehre weiß, mit, Kultur und geistigen Stand unseres Landes zu bewahren.

Unsere Pflicht beginnt im Kleinen. Wenn wir in Bern im Warenhaus richtigerweise «e Strähli» verlangen, so wird uns immer wieder schnippisch erklärt, das Ding heiße «Taschenkämmli». Schule und Elternhaus, ja Geistliche, Offiziere unserer Armee, Geschäftsführer und leitende Angestellte haben die Aufgabe, unserem Volk richtiges Sprechen, die Wahrung der Dialekte, und damit der Kultur, wieder in Erinnerung zu rufen.

Stud. phil. hist., 21, Bern

... und typische Architektur

Mir tut es weh, in einer Schweizerstadt Wörter wie «Shopping-Center», «Tearoom», «City» zu lesen, mit «hallo» begrüßt, «bye bye» verabschiedet und «okai», «geht in Ordnung» abgefertigt zu werden. Auch finde ich es nicht unbedingt nötig, daß sich ein Josef und

ein Hans aus der Innerschweiz Joe und John – abgesehen davon, daß es Jack heißen müßte – nennen, nur weil sie zwei Wochen in London verbrachten.

Das Emmental hat seine eigene Architektur, Graubünden und das Wallis ebenso. Ich ärgere mich, daß man in eine herrliche Gegend, wie sie das Walliser Dorf Montana besitzt, bunterähnliche Hotels und häßliche Appartementhäuser bauen kann. Begleiterscheinungen des Tourismus – und jene Touristen, die wirkliche schweizerische Eigenart suchen, finden oft nur noch verlogene, pseudotraditionelle Kulissen. Wir sollten die typische Architektur der einzelnen Landschaften pflegen und die Natur schützen!

Kunstgewerbeschülerin, 22,
Kt. Luzern

...auch in einem geeinigten Europa!

Wenn auch der große Mann Frankreichs Großbritannien den Eintritt in die EWG weiterhin verweigert, streben dennoch viele europäische Länder die Einigung Europas an, wirtschaftlich und politisch. Wir müssen diese Einigungsbestrebungen genau verfolgen; nur so haben wir die Möglichkeit, mitzuhelfen, daß ein geeinigtes Europa ein für uns annehmbares, föderalistisches Gepräge erhält, welches die Eigenheiten der Kleinstaaten respektiert.

Die Neutralität war bis anhin für die Schweiz von großem Nutzen; doch kann niemals eine neutrale Schweiz Glied des geeinten Europas werden. Abseits stehen hieße andererseits, daß die Schweiz wirtschaftlich und politisch total isoliert und in ihrer künftigen Existenz bedroht wäre. Wir sollen in dieser Frage keine überstürzten Beschlüsse fassen, aber jederzeit unsern Standort überprüfen! Die schweizerische Neutralität ist nicht mehr untastbares Gut; wir dürfen aber keine Zweifel darüber offen lassen, daß wir Schweizer an der Demokratie, am Föderalismus und an unseren Eigenheiten auch in «Vereinigten Staaten von Europa» unbedingt festhalten wollen.

Student, 19, Obwalden

Bunter Strauß der Meinungen

**Öffentliche Transportmittel,
Quartierzentren, Wanderwege!**

Ich komme von einem Gang mit unserer Kleinen im Wagen durch die amerikanische Vorstadt, in der wir seit einigen Jahren leben. In einer halben Stunde den Einfamilienhäusern entlang trafen wir zwei Kinder (eines davon der Zeitungsbub), einen Erwachsenen (den Gas-Ableser) und zwei Hunde, die uns durch einen Gartenzaun beschnupperten. Einmal mehr überkam mich das Gefühl, abgeschnitten zu sein von allem, was Geist oder Seele anregt.

Wir sind abgeschnitten von der Natur, deretwegen die meisten Leute wohl ursprünglich hier hinausgezogen. Wenn man auch immerzu weitergeht und schließlich die Reihenhäuser hinter sich läßt, tut sich einem doch nirgends ein Feld- oder Waldweg auf. Man bleibt auf einer Auto-Straße, rechts und links von Zäunen begrenzt, auf denen in Abständen «No Trespassing»-Tafeln hängen.

Will man Gemeinschaft oder geistige Anregung: Läden, Bibliotheken, Cafés, muß man in die Stadt. Den Bus schaffte man ab, weil er nicht mehr rentierte. Um tagsüber in die Stadt zu kommen, muß ich zuerst meinen Mann zur Schule bringen, Kind im Auto – dann zurück (Mittagsschlaf des Kleinen) – in die Stadt – zurück – abends wieder den Mann abholen. Viele Nachbarinnen verbringen täglich zwei, drei Stunden auf Rädern, um Mann und Kinder zu chauffieren, zur Arbeit, in die Schule, zu den Pfadfindern, zum Schwimmen.

Dabei wohnen wir nicht «ab der Welt». Man könnte zur Not sogar zu Fuß ins Zentrum unserer Universitätsstadt in der Größe Winterthurs. Doch sind das dreiviertel Stunden im Gestank der Auspuffgase. Auch mit einem zweiten Auto verbraucht man Stunden um Stunden (von den Kosten nicht zu reden), um einen Brief zur Post zu bringen und andere alltägliche Dinge zu besorgen. Am Abend fragt man sich, wo der Tag hinge-

kommen ist. Ohne zweites Auto ist man abgekapselt in der tagsüber – mit Ausnahme von wenigen nicht berufstätigen Frauen und kleinen Kindern – verlassenen Vorstadt. Alle diese Frauen haben die gleiche Klage: Mangel an Gemeinschaft, an Anregung von außen. Darüber helfen alle Bücher, alle Kaffeekränzchen zwei Reihenhäuser weiter, auch das modernste Farbfernsehen, nicht hinweg.

Daher mein Wunsch für die Erhaltung dreier Institutionen in der Schweiz: der öffentlichen Verkehrsmittel, der Spazier- und Wanderwege, die man nicht erst nach stundenlangem Autofahren erreicht, und der Quartierzentren, selbst wenn diese nur aus einer Filiale des Konsumvereins, dem Postbüro und der Ablage einer chemischen Reinigung bestehen.

Wie aber der gegenteiligen Entwicklung entgegenwirken? Wohl am ehesten, indem man das Bestehende benützt: Wanderwege, Quartierladen, Postbüro in der Vorstadt, Bus oder Vorortzug. Familienväter, die den Wagen daheim lassen und dafür heil und mit gesunden Nerven im Stadtzentrum ankommen, tun das ihre. Hausfrauen, die nicht nur im Notfall ein Kilo Salz im Quartierladen holen, sondern täglich dort ihre Einkäufe machen – und dafür mit dem Namen begrüßt werden (ich habe das auch nach drei Jahren des Einkaufens im gleichen Supermarket nicht erlebt hier) –, werden nie das Gefühl haben, in einer «Schlafstadt» zu wohnen, wo andere Erwachsene höchstens abends zu sehen sind.

Es ist begreiflich, daß man abends gelegentlich statt ins Quartiercafé oder ins «Pantoffelkino» nebenan noch in die Stadt geht: vor allem die Hausfrau will einen Kulissenwechsel haben. Aber vielleicht kann man mit etwas gutem Willen das eine tun und das andere nicht lassen. Und wer einmal erlebt hat, wie man für einen Sonntagsspaziergang in einen organisierten «Freizeitpark» fahren muß, dem wird die Erhaltung der Wanderwege in der Schweiz ein Herzensanliegen sein. Hausfrau, 32, Michigan

Zusammen reden statt streiken

Mit Zwanzig ging ich nach England und merkte, daß das Wort «andere Länder, andere Sitten» etwas Wahres an sich hat. Das bewog mich, auch unsere Nachbarn im Süden, die Italiener, näher kennenzulernen. Nun habe ich das Glück, seit kurzem mit einem Landsmann verheiratet, in de Gaulle's Reich Erfahrungen zu sammeln.

Ich bin kein Patriot, wie er im Büchlein steht; ich genieße das Leben überall mit all seinen Vor- und Nachteilen. Aber weder in England, Italien oder Frankreich ist es mir gelungen, einen Streik gleichmütig hinzunehmen. Wer bei uns hat schon erfahren, wie unangenehm es ist, in einer Untergrundbahn stecken zu bleiben, Kerzen und Petroleumlampen aufzustellen wie in alten Zeiten, bloß weil die Angestellten der öffentlichen Dienste mit ihrem Stundenplan nicht zufrieden sind? Wer kennt die Angst, wenn es selbst in einem Notfall schwer sein könnte, einen Arzt zu bekommen, weil auch dieser gerade im Streik stehen könnte?

In Florenz war ich bei einer Witwe einquartiert, die sich ihren Lebensunterhalt als Lehrerin sauer verdienen mußte. Als ich eines Morgens noch im Halbschlaf den Douchenhahn öffnete, wurde ich jäh hellwach. Statt des Warmwassers spritzte es eiskalt auf meinen schlotternden Körper. Als ich noch kalten Kaffee vorgesetzt bekam, war das Maß voll. – Vor Schulbeginn kaufte ich dann eine jener Zeitungen, die man ohne ausziehbaren Tisch kaum bequem lesen kann. «Aha, nicht die Signora, sondern die Gaswerker haben den Gashahn geschlossen.» In fetten Lettern stand, daß ihre Gewerkschaft in einen Streik unbegrenzter Dauer getreten war.

An solche Überraschungen war meine Signora gewöhnt. Sie legte kurzerhand eine alte Heizwand auf den Rücken, stellte ihre Pfannen und Töpfe auf das Gitter. Es floß aber nach vierzehn Tagen noch kein Heißwasser, und wie ich begannen sich wohl

unzählige Leidensgenossen ernsthaft für die Probleme der Gasarbeiter zu interessieren, was ja das Ziel solcher Übungen ist. Ist es aber nicht etwas Bewahrenswertes, daß der Durchschnittsschweizer versucht, solche Fragen vorerst durch Miteinanderreden zu lösen?

Hausfrau, 23, Basel-Land

Selbstkritik

Aufenthalte im Ausland haben mir gezeigt, wie unfruchtbar die satte Selbstgefälligkeit in sogenannten Wohlfahrtsstaaten ist.

In Frankreich ist nicht nur die Gaulle überzeugt davon, daß sein Land «la Grande Nation» sei. Von Niederlagen, die doch noch gar nicht so weit entfernt sind, wird kaum gesprochen. Ein durchschnittlicher junger Franzose betrachtet sein Land als absolutes Maximum. Den unerreichbaren Gipfel, Paris, wird er nie so prüfen, daß er neben den Zeugnissen der Vergangenheit und dem Luxus gewisser Kreise etwa die Armenviertel sieht.

In England traf ich einen jungen Schotten, der gerade aus der großen Militärschule Sandhurst kam, überfüllt mit englischem Nationalismus und weißem Rassismus. Wie aber soll man dann von den Taten der Vorfahren je loskommen und schauen, was es in der Gegenwart für einen selber noch zu leisten gäbe? Zudem läßt sich streiten, ob diese Vergangenheit, zum Beispiel der Kolonialismus, in allem so großartig war.

Junge Schweizer lächeln, wenn ihnen jemand mit den Taten der alten Eidgenossen kommen will. Dies scheint mir eine gesunde Skepsis. Wir dürfen die Tatsache nicht unterschätzen, aber uns auch nicht mit ihr zufrieden geben, daß wir als Schweizer zur Welt kamen. Wir arbeiten für die Zukunft, wenn wir Mängel aufdecken, in maßvoller schweizerischer Selbstkritik. Diese dürfen wir nie preisgeben!

Angehende Lehrerin, 20, Appenzell Außer-Rhoden

Die Schweiz in zwanzig Jahren

International aktiver

Es muß vieles neu werden, soll die Schweiz als «Herz» Europas nicht an Verkalkung erkranken.

Neben den wachsenden Bevölkerungszentren müssen «Reservate» bleiben. Wir wollen uns zum Erholen nicht nur in Häusern und Häuserschluchten bewegen. Schwimmbäder, Sport- und Rasenplätze sollten in nützlicher Frist erreichbar sein. – Die Städte müssen als Geschäftszentren vom Durchgangsverkehr befreit werden. – Der Kampf um sauberes Wasser und reine Luft verschärft sich mit dem Bevölkerungswachstum; dafür darf kein Mittel gescheut werden.

Die Eigenarten unserer Gebiete und Kantone sollen wir nicht nur für Touristen erhalten. Wir empfinden die Vielfalt der Schweiz als Bereicherung, und die dürfen wir uns etwas kosten lassen. In gewissen Bereichen kommen wir indessen kaum darum herum, die Probleme eidgenössisch zu diskutieren und zu lösen, in Schul- und Berufswesen, Straßenverkehr, Volkswirtschaft und Regionalplanung. Der Verwaltungsapparat wird immer mehr in Gefahr geraten, Geschäfte und Aufgaben zu verschleppen. Man wird sich vermehrt vereinfachen und rationalisieren müssen.

Hohe Politik läßt sich nicht mehr nur ehrenamtlich machen. Der Parlamentarier wird sich in großem Maß der modernen Kommunikationsmittel bedienen müssen, um zu informieren, zu diskutieren und das politische Interesse im Volke wachzuhalten. Er wird vermehrte Sachkenntnis brauchen; ihm müssen entsprechende Unterlagen zur Verfügung stehen. Auch darf er nicht hauptsächlich Gruppenvertreter sein.

Hoffentlich wird die Schweiz in zwanzig Jahren und auch später ein Ort sein, wo man gerne zuhause ist und wo man in Freiheit reiche Möglichkeiten hat, sein Leben zu entfal-

ten und zu gestalten. Wir dürfen aber international nicht einfach selbstbewußt beiseitestehen, sondern müssen viel aktiver werden. In zwanzig Jahren wird wohl unsere jetzige Stellung zur UNO und zur Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft nicht mehr so selbstverständlich sein. Das Schicksal unseres Landes ist weithin abhängig von dem der anderen Völker um uns her. Dieses sollte uns nicht gleichgültig lassen.

Lehrer, 27, Kt. Bern

Zwei Wunschbilder

Er steht morgens um halb sieben auf, stürzt den Morgenkaffee hinunter, eilt zur Arbeit, kommt eine Minute zu spät, arbeitet wie verrückt, wartet täglich auf Beförderung, mehr Lohn, kommt am Abend müde heim, hat keine Zeit für Frau und Kinder, nur für Television und Zeitung – der Schweizer von heute. Er hetzt und hetzt, nach Erfolg, Geld, Ansehen und Glück.

An meinem Arbeitsort, einem Labor, kommen auf einen Schweizer fünf Ausländer. Da wird alles kritisiert, von der fehlenden Emanzipation bis zu den mickrigen Ferien, oft wenig taktvoll. Der, der aber wirklich kritisieren müßte, wenn er sein Land liebt, der Schweizer, ist still. Im großen ganzen ist er nämlich gar nicht unzufrieden, es geht ihm gut. Eine satte Zufriedenheit!

Der Schweizer von morgen – ob es ihn geben wird, wie ich ihn mir vorstelle? Er ist wach, denkt, nimmt Anteil, kritisch, läßt sich keine Meinung vorsetzen, bildet sich aber auch keine Meinung von Dingen, die er nicht versteht. «Blick» und «Neue Presse» werden eingehen, denn dieser Schweizer braucht nicht mehr aufgebauschte Banalitäten und künstliche Sensationen. Die heutigen Moralbegriffe sprengt er und urteilt nicht, sondern versucht zu verstehen. Ebenso wird er das weibliche Geschlecht als emanzipiert be-

trachten, wie er Klassen- und Kastendenken überwunden hat.

Maschinenschlosser, 21, Aargau

Wie einem, der zu Beginn einer langen Reise beim Besteigen des Zuges feststellt, daß dieser überfüllt ist, so geht es der jüngeren Generation.

Schon unsere Jüngsten sind auf viel zu kleine Spielplätze angewiesen. Dann, wenn man mit Bauen überhaupt nachgekommen ist, überfüllte Kindergärten, später zu große Schulklassen und überforderte Lehrkräfte, zu kleine Hörsäle, nervöse Betriebe, «Wohnungsrennen». Im Schweizerhaus ist es ungemütlich eng geworden. Was hilft es, wenn Bern Millionenstadt würde und man die Altstadt nur gelegentlich mit Eintrittskarte besichtigen könnte? Wenn jedes Dorf Wolkenkratzer und Langhaar-Bande besäße? Freilich sollte Fortschreiten der Überbevölkerung nicht durch Zwang verhindert werden, sondern durch allgemeines, freundliches «Rede miteneinander» über Familienplanung.

Am Staat sollte 1988 wenig geändert, das Frauenstimmrecht indes selbstverständlich sein. Dank Bevölkerungsstopp Zeit: die Gewässer klar, die Luft rein, der Lärm verringert. Kulturboden nicht immer mehr verbetoniert, die Natur nicht weiter verhandelt. Die häßlichen Stadtquartiere durch neuzeitliche ersetzt, die Dörfer Dörfer geblieben. Kleine Klassen, entspannte Lehrkräfte, fröhliche Kinder! Jedem Begabten ein Universitätsstudium. Für die Kranken genug Spitäler mit Schwestern und Ärzten, die Zeit haben. Betagte, die ein Plätzchen suchen, nicht mehr auf Jahre vertröstet.

So sollte es auch gelingen, der Inflation, der Defizite und der Gastarbeiterüberzahl Herr zu werden. Nur dann werden wir Grund haben, an der Landesausstellung 1991 ein Freudenfest zu feiern, und – als die geborenen Pädagogen – zeigen können, wie sich Beschränkung auf «Qualitätsarbeit» gelohnt hat. Hausfrau, 36, Bern

Fortsetzung Seite 45, rechte Spalte

Moderne Gesellschaft nach menschlichem Mass

Schlußwort zur Rundfrage

Von Daniel Roth

Einem Vierzigjährigen, dessen Einsendung wir nicht veröffentlicht haben, schwebt eine Schweiz vor, die als Einheitsstaat in «Großkantone» eingeteilt und voll in der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft (EWG) integriert wäre, in der die Ausländer in allem gleiche Rechte hätten und die mit der Hälfte des jetzigen Militärbudgets auskäme! Eine Einsenderin des gleichen Jahrgangs stößt sich vor allem an unserem «unbeirraren Selbstbewußtsein», während eine Zwanzigjährige erklärt, wir sollten endlich unsere Manie ablegen, in der Schweiz nur Kleinlichkeit, im Ausland das «wahre große Leben» zu sehen. Die Einstellung zu unserem Land und seiner Zukunft hängt wohl weniger vom Alter ab, als viele meinen.

Die meisten Einsender sehen den Sinn unseres Landes darin, daß es ein Hort menschlichen Maßes bleibt und in diesem Geist moderne, aber eigene Antworten auf die Fragen der Zeit findet: eine Demokratie, an der alle Anteil haben, Wohnquartiere, in denen man daheim ist, Universitäten und Betriebe, in denen der Student und der Mitarbeiter sich wohlfühlen, ohne daß sie die Funktion des Professors und des Chefs negieren, Bewahrung der örtlichen und regionalen Eigenarten, Erhaltung von Kleinbetrieben neben den Großunternehmen, Schutz der Natur. Sie sehen, daß wir deshalb unter den Einflüssen, die vom Ausland auf uns zukommen, wählen müssen. Daß wir zum Beispiel von den Amerikanern im Stipendienwesen, von den Israeli im Verhältnis von Vorgesetzten und Untergebenen in der Armee, von den Engländern und Skandinaviern für den Schutz des Einzelnen vor Willkür von Polizei- und Untersuchungsorganen Anregungen aufnehmen könnten. Daß es dagegen kein Vorteil wäre, den «Diener» als Grußform, die Möglichkeit ständiger Regierungskrisen oder die Gewohnheit, «all pott» zu streiken, zu übernehmen. Manche sehen aber vielleicht doch zu wenig, daß wir auch durch Übernahme mancher an sich guter ausländischer Lösungen sehr bald Wertvollstes unserer Staatsordnung und unseres Lebensstils preisgäben.

Als Knabe habe ich seinerzeit in Frankreich die dortige Einheitsschule besucht. Ich war, was Wissen und Können anbelangt, so ausgezeichnet geschult, daß ich nachher die Aargauer Mittelschulen mit Kameraden durchlaufen konnte, die ein Jahr älter waren — obwohl ich natürlich in der deutschen Sprache im Rückstand war. Das geht vielen Kindern so, die aus dem Ausland in Deutschschweizer Schulen kommen. Dennoch wage ich zu behaupten, daß die aargauische Bezirksschule und die aargauische Kantonsschule zu den besten Schulen der Welt gehören, jedenfalls uns Schweizern viel besser entsprechen als die meisten Schulen des Auslands. Ich habe damals richtig aufgeatmet, als ich nach Aarau kam. Warum?

Der Schüler ist bei uns viel weniger eingezwängt in eine intellektuelle Norm, wie sie in Frankreich für das ganze Land gilt. Und ich glaube, dieses Eingehen unserer Schule auf die Einzelcharaktere wird gestützt durch die Mannigfaltigkeit der Schulsysteme. Der Lehrer, welcher weiß, daß es im gleichen Land noch andere Schultypen mit guten Resultaten